

Tino Bargel, AG Hochschulforschung,
Universität Konstanz, April 2012

Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Köln,
21. April 2012:
Zwischen Resignation und Revolution. Studio-
bühne/AStA-Cafe, Universität Köln.



Entwicklung von sozialer Lage, Studienbedingungen und studentischem Bewusstsein

Einführung und Fragen

Wie haben sich die gesellschaftlich-politischen Haltungen der Studierenden entwickelt? In welche soziale Lage und Studienbedingungen sind sie eingebunden? Von welchen allgemeinen Werten werden sie getragen? Wie zeichnen sie sich ab im Wandel der Zeit? Und was können wir für die Zukunft folgern: Anpassung oder Aufbegehren? In einer Reihe von Schritten will ich das komplexe Thema abschreiten, wobei mich bei dieser Diagnose die Gegenwart und Zukunft mehr interessieren als die Vergangenheit.

1 Zur sozialen Lage und Studienbedingungen

Betreten wir nicht gleich das politische Feld, sondern bleiben erst bei allgemeinen Haltungen und Werten, die aber durchaus von politisch-gesellschaftlicher Relevanz sind.

1.1 Allgemeiner Habitus: Individualität

Die Studierenden betonen insgesamt und entschieden ihre Individualität. Daher sind sie mehr darauf angewiesen, sich jeweils selbst zu gestalten. Ich verweise nur auf die Wichtigkeit von Lebensstilen und auf die Bedeutung von Selbst-Design im äußeren Erscheinungsbild. Allerdings zeigen sie, bei aller Verschiedenheit und Variation, gemeinsame Grundmuster und ähnliche Profile.

1.2 Alltagsleben: Druck und Sorgen

Die heutigen Studierenden, das ist besonders auffällig, sind viel „effizienzorientierter“ als früher. Sie setzen weit mehr darauf, das Studium rasch zu absolvieren und es erfolgreich, mit

einem möglichst guten Resultat, abzuschließen. Mit dieser Haltung setzen sie sich selbst unter stärkeren Erfolgs- und Bewährungsdruck als frühere Generationen.

Trotz aller schönen Ziele des Bologna-Prozesses ist bei der Umsetzung in Module, Prüfungen und ECTS-Vergabe einiges übertrieben worden. Das Studium ist für viele Studierende zur Tretmühle geworden. Damit korrespondiert, dass nach ihrer Aussage die Belastungen durch den Leistungsdruck stark zugenommen haben: Pointiert formuliert: Die Studierenden haben mehr Druck, sie empfinden mehr Druck und sie machen sich schließlich selbst mehr Druck. Der Stresspegel ist in der Studentenschaft stark angestiegen.

Das beantwortet auch die Frage, ob die Studenten nun mit den Ergebnissen der Bologna-Reform zufrieden sind. Sie sind es ganz überwiegend nicht: Sie befürworten zwar die Ziele des Bologna-Prozesses, sie akzeptieren, dass der Rohbau steht, aber die Ausgestaltung der Module, der Prüfungen und Studienanlage lassen viel zu wünschen übrig. Schwierigkeiten und Belastungen sind dadurch in einem Maße angestiegen, dass es die Studierenden zu Demonstrationen und Protest getrieben hat.

1.3 Studienziel: Beschäftigungsbefähigung

Im Studienverlauf ist für alle Studierenden der Anwendungsbezug des Gelernten sehr wichtig geworden. Die Universität (noch weniger die Fachhochschule) ist für sie längst kein „Elfenbeinturm“ mehr, abgeschottet als Moratorium gegenüber dem Erwerbsleben. Sie zeigen außerdem wenig „Wirtschaftsfeindlichkeit“, sondern verlangen im Gegenteil mehr Kooperationen zwischen Hochschule und Wirtschaft, auch der geschätzten Praktikumsplätze wegen.

In ganz Europa ist dies ein wichtiger Zug des Bologna-Prozesses: Den Studierenden wird mit der Hochschulausbildung „Employability“ (als Beschäftigungsbefähigung) in Aussicht gestellt. Die Studierenden selbst tun viel, um sie zu erwerben und nachzuweisen: Sie sammeln Punkte, streben Zertifikate an und bemühen sich um Praktika und Anrechnungen.

Das hat zu einer folgenreichen Verschiebung geführt: Das Hervorheben der Nützlichkeit des Lehrstoffes und des beruflichen Gewinns eines Studiums, verbunden mit der Orientierung am Arbeitsmarkt, produziert mehr an Unsicherheit, Unklarheit und Desorientierung, ja Belastung.

Warum tritt Unübersichtlichkeit ein, statt Orientierung und Sicherheit? Weil externen Instanzen, meist Wirtschaft und Berufsverbänden, überlassen wird, die Ausbildungsziele und Übernahmebedingungen zu setzen. Und diese sind von wechselnden Konjunkturen des Arbeitsmarktes und von spezifischen Produktionsinteressen abhängig, wie sich eindrucksvoll am Ingenieurstudium zeigen lässt. Zumal die Nachhaltigkeit der Beschäftigung bleibt fraglich und deshalb erhöhen sich Unsicherheit und Sorgen, Selbstbewusstsein bleibt fragil.

1.4 Zukunft: Angst vor Misserfolg trotz beruflichem Optimismus

Das studentische Dasein ist auf Zukunft angelegt; daher ist es wichtig, wie ihr Blick in die Zukunft ist und ob Klarsicht herrscht. Dabei sollten wir aber zwischen der individuellen

Zuversicht (oder Zukunftssorge) und der Sicht der gesellschaftlichen Entwicklung und Probleme unterscheiden.

Die unmittelbare Zukunft der Studierenden betrifft die Bewältigung des Studiums. Hier hat die Sorge, das Studium nicht zu schaffen, gegenüber den letzten Erhebungen zugenommen: große Sorgen äußern jetzt 25% gegenüber 20% noch 2001. Hier kann von mehr Zuversicht bei den Studierenden nicht gesprochen werden.

Der nächste, wichtige Schritt ist der Übergang in die Berufswelt. Die Befürchtung, keine Stelle zu finden oder eine inadäquate hinnehmen zu müssen, ist gegenwärtig niedrig. In diesem wichtigen Feld herrscht wieder deutlich mehr Zuversicht bei den Studierenden: gut ein Drittel (32%) kann als optimistisch bezeichnet werden; das sind so viele wie zu keinem früheren Zeitpunkt unserer Erhebungsreihe seit 1993.

Anders fällt wiederum der Blick auf die gesellschaftliche Zukunft aus. Nehmen wir die Aufstiegschancen als Beispiel: Bei den Studierenden ist die Sicht hier wenig optimistisch, denn über die Hälfte (56%) erwartet eher eine Verschlechterung der sozialen Chancen.

Eine spezifische Konstellation ist auffällig: Bei dieser Generation scheint die Angst vor Misserfolg größer; die Hoffnung auf Erfolg bleibt wie gelähmt. Befürchtungen, trotz aller eigenen Anstrengung und bei allem beruflichen Optimismus, letztlich zu den Verlierern zu gehören, haben sich in vielen studentischen Köpfen eingenistet – im Hinblick auf den weltweiten Wettbewerb wie in der beruflichen Behauptung.

2 Grundwerte und Tugenden: aktuell

2.1 Grundwerte: Freundschaft, Friede, Freiheit

Wollen wir etwas über das studentische Bewusstsein aussagen, sollten wir uns den Werten zuwenden. Es besteht eine recht klare Hierarchie der Grundwerte in der heutigen Studentenschaft.

Die meiste Wertschätzung erhalten zwei Grundwerte: die Freundschaft, also gute Freunde und Freundinnen zu haben, und der Friede (kein Krieg, keine Gewalt). Fast drei Viertel der Studierenden stufen sie als sehr wichtig ein. Ebenfalls hoch geschätzt folgt als Grundwert die Freiheit, was meint, unabhängig und entscheidungsfrei zu sein; nahezu zwei Drittel der Studierenden vertreten Freiheit ganz vehement.

Damit stehen für die heutigen Studierenden drei Werte im Vordergrund, die anhand der Anfangsbuchstaben (im Deutschen) leicht zu memorieren sind: Freunde, Friede und Freiheit. Vielleicht war die Losung der früheren Weltjugendfestspiele, in der DDR bekannter als in Westdeutschland, nicht einmal so verkehrt, um die Jugend auch damals schon anzusprechen: „Mir i drush ba“ hieß die Losung; übersetzt: „Friede - Freundschaft“ - freilich fehlte die „Freiheit“.

Nicht mehr ganz so eindeutig werden zwei andere Grundwerte eingeschätzt: die soziale Gleichheit, genauer: gleiche Chancen für alle (50%) und die Sicherheit, geruhsam und sorglos zu leben (47%). Sie werden zwar von der Hälfte der Studentenschaft sehr stark betont,

aber ein merklicher Anteil (etwa ein Drittel) ist zurückhaltend, fast jeder fünfte eher abweisend. Gleichheit und Sicherheit, als sozialdemokratische Werte, gelten zwar recht allgemeinen, stoßen aber zugleich auf einige Vorbehalte.

Frühere Stützen gesellschaftlicher Bindung, das sind Tradition, Religion und Nation, sind dieser Studentengeneration fast völlig verloren gegangen. Die Tradition, das Geschichtsbewusstsein und ein Achten auf die herkömmlichen Sitten, all dies ist nur 8% der deutschen Studierenden sehr wichtig.

Die Religiosität, Glaube und Erlösung umfassend, ist noch für 17% überhaupt wichtig, darunter nur für 7% sehr wichtig; auf der anderen Seite verneinen 36% ganz entschieden, Religion und Glaube würde ihnen etwas bedeuten.

Und die Nationalität, gemeint als nationale Stärke und Behauptung, stellt für nur 3% einen herausragenden Wert dar; nicht mehr als 11% lassen sie noch als wichtig gelten; aber 85% der Studierenden will davon ernsthaft nichts mehr wissen. Für „nationalistische Parolen“ klassischer Art ist diese Studentengeneration nicht zu haben, wiewohl einzelne „braune Flecken“ nicht zu übersehen sind: etwa hinsichtlich Abwehr kultureller Überfremdung, Ausländerfeindlichkeit, Betonung nationaler Stärke, Gemeinschaftspflege.

Was bedeutet diese Abwendung von traditionellen Bindungs- und Ordnungsinstanzen wie Tradition, Religion, Nation? Es kennzeichnet die studentische Haltung, keine fertigen Muster zu übernehmen, sondern sich selektiv und nicht weiter verbindlich für Werte zu entscheiden - zudem diese nicht mehr als Ausweis einer festen Zugehörigkeit zu verstehen. In der Folge muss man die Werte selbst auswählen und sie als verbindlich für sich herstellen – keine einfache Aufgabe.

Jedoch bedeutet die Abwendung von solchen Traditionen keineswegs mehr Aufgeschlossenheit für Neues oder für Alternativen. Studierende sehen das Studium kaum noch als Möglichkeit an, um in dieser Phase alternative Lebensweisen zu erproben.

Alternative Orientierungen, noch vor zwanzig Jahren für die Studierenden ein konsistentes Bündel von Infragestellen, Verzicht, Ausstieg, Verweigerung und der Betonung von Autonomie, Selbstverwirklichung und Engagement, haben viel an Attraktivität verloren, werden von den meisten Studierenden als mögliches Konzept von Leben und Politik gar nicht mehr verstanden. Alternativen werden entweder nicht gesehen oder ihnen wird ausgewichen – im politischen Feld hat das zur Folge, dass die Funktion von Opposition als Teil einer Demokratie weniger geschätzt und unterstützt wird.

2.2 Zusammenhänge und Muster: Überraschungen

Die Vielzahl von Grundwerten legt die Frage nahe, ob sie miteinander in Beziehung stehen und sich zu Überzeugungen bündeln. Es fällt nicht sonderlich schwer, drei Grundmuster zu erkennen:

Die erste Überzeugung folgt dem Muster einer *sozial-grünen Versöhnlichkeit* – heute oft als „naive Gutmenschen“ geschmäht mit der Dominanz des Wertebündels Frieden, Gleichheit, Harmonie und Natur.

Anders gestrickt ist demgegenüber *die liberal-pluralistische Ambitioniertheit* mit dem Einschlag zu Wettkampf und Erfolg, wobei Werte wie Aktivität und Reichtum, Unterhaltung und Anerkennung zusammenkommen.

Schließlich drittens die *traditionalistisch-konservative Werthaltung*, die von manchen (wieder) gesucht oder gefordert wird, bei den Studierenden aber nicht so oft zu finden ist: sie vertreten weiterhin in stärkerem Maße Traditionalität und Nationalität, Familie und Sicherheit.

All dies mag noch wenig überraschend sein, aber eine Beobachtung erscheint bemerkenswert: Obwohl gemeinsam an der Spitze der Wertehierarchie stehend, bilden Freundschaft, Friede, Freiheit keine konzeptuelle Einheit; sie werden vielmehr in verschiedene Überzeugungen eingebunden: Der Frieden ist Teil einer harmonisch-sensiblen Weltsicht der Idealisten, die Freundschaft gehört mehr der aktiven-kämpferischen Weltsicht der Liberalen an, und die Freiheit wird von beiden Grundrichtungen in Beschlag genommen.

Dies besagt aber, dass Freiheit im jeweiligen Kontext etwas anderes meint, eine andere Gestalt annimmt. Eine solche Differenz kann diesen Wert dazu prädestinieren, zum Konfliktstoff zu werden. Man bezieht sich vermeintlich zwar auf Dasselbe, benutzt denselben Begriff, meint aber konzeptuell etwas anderes, versteht andere Folgerungen darunter und kämpft in der Folge um die „Deutungshoheit“.

2.3 Soziale Mechanismen: Einschätzung und Gültigkeit

Oft übersehen, aber als wertende Richtlinien ebenso bedeutsam, sind gesellschaftliche Mechanismen, die durchaus in Spannung zueinander stehen. Etwa der Wettbewerb auf der einen und die Solidarität auf der anderen Seite; oder soziale Gerechtigkeit und das Leistungsprinzip.

Bei der Geltung von Werten in der Gesellschaft ist zuerst zu fragen, wie es um die beiden zentralen gesellschaftlichen Mechanismen steht: zum einen das Leistungsprinzip, zum anderen die soziale Offenheit. Beides wird von den Studierenden skeptisch betrachtet. Dass jeder faire Aufstiegschancen habe, das überzeugt sie noch weniger als die Geltung des Leistungsprinzips, d.h. dass das Einkommen hauptsächlich von der Leistung abhängt. An die fairen Aufstiegschancen glauben 55% der Studierenden nicht, nur 20% bejahen sie. Das Leistungsprinzip sehen zwar 27% als vorhanden an, aber immerhin 40% verneinen seine Geltung.

Bei den sozialen Mechanismen hat es bedeutsame Veränderungen in den letzten Jahren gegeben: Dass der Wettbewerb die Solidarität zerstöre, davon sind nur noch 29% überzeugt. Ebenso viele (27%) widersprechen dem. Dagegen stimmen mittlerweile 47% der Studierenden der Behauptung zu, dass es ohne Wettbewerb keine Anstrengung gebe (nur 19% glauben dies nicht).

Im Zwiespalt zwischen Wettbewerb und Solidarität hat sich die Waage in den letzten Jahren zum Wettbewerb zu Lasten der Solidarität geneigt. Auch in anderen Bereichen ist ein Verlust

an Solidarität bei den Studierenden festzustellen: etwa bei der Unterstützung der Entwicklungsländer oder beim Einstehen für Kommilitonen, die auf Bafög angewiesen sind.

Soziale Gerechtigkeit wird von den Studierenden zwar oft als defizitär beobachtet, was aber keine stärkeren Reklamationen hervor ruft, indem sie etwa als ungerecht bezeichnet werden. Die Studierenden registrieren, dass soziale Gerechtigkeit schwindet, dass ein Mehr an Ungleichheit sich auftut: dies ist für sie aber kaum ein Stachel zu Kritik und Aufbegehren.

2.4 Labilität der demokratischen Einstellungen

Zwei Kernstücke demokratischer Prinzipien werden von den Studierenden weiterhin überzeugt vertreten: zum einen die Meinungs- und Demonstrationsfreiheit und zum anderen der Verzicht auf Gewalt bei politischen Konflikten.

Aber die Voten für Interessengruppen oder für die kritische Oppositionsfunktion sind stark zurückgegangen; die Elemente einer pluralistischen und kontroversen Demokratie werden viel seltener befürwortet. Und zwar mit einem ersten Schub nach der Wiedervereinigung, aber noch stärker und am meisten im neuen Jahrtausend.

Heutzutage besteht offensichtlich mehr Uneindeutigkeit und mehr Distanz gegenüber den demokratischen Prinzipien. Die gefestigten Demokraten (vehement oder eindeutig) bilden in der Studierendenschaft nicht mehr die Mehrheit (Rückgang von 71% auf 48%); dafür sind die labilen Demokraten auf 39% (von 23%) angestiegen und die distanziert-ablehnenden Studierenden von 8% auf 14%. Solche distanzierten Demokraten sind vor allem in den Wirtschaftswissenschaften (Universitäten wie Fachhochschulen) anzutreffen.

Insofern ist zu beachten: die Demokratie stellt für mehr und mehr Studierende nicht mehr eine Errungenschaft dar, die zu sichern und zu verteidigen ist. Insgesamt müssen sie häufiger als „labile Demokraten“ bezeichnet werden; und weniger als „sattelfeste Demokraten“ wie noch Ende der 90er Jahre.

2.5 Spannungen, Widersprüchlichkeiten und Konfliktlinien

Die Studierenden sind in ihren Werthaltungen weder homogen noch lassen sie sich einfach über einen Kamm scheren. Spannungen und Widersprüchlichkeiten kommen in den Stellungnahmen der einzelnen vor; sie treten aber auch als potentielle Konfliktlinien zwischen studentischen Gruppierungen auf.

Im Zeitvergleich ist festzuhalten, dass die politischen Streit- und Konfliktlinien in der Studentenschaft früher viel schärfer waren. Fast wie „feindliche Brüder“ standen die kommenden Juristen mit den Ökonomen auf der einen Seite den Sozial- und Geisteswissenschaftlern auf der anderen Seite gegenüber. Darin ist ein entscheidender Zug des Wandels zu sehen: Die soziale Feindseligkeit hat sich weithin aufgelöst, feindliche Lager stehen sich kaum noch gegenüber und politische Feindbilder werden kaum aufgebaut.

Die andere bedenkenswerte Entwicklung besteht darin, dass in der Brust des einzelnen Studierenden, also auf der individuellen Ebene, nun eher zwei Seelen miteinander vereinbar sind. Diese Vereinbarkeit von scheinbar Gegensätzlichem zeigt sich auffällig bei den Motiven mit der Verbindung von idealistischen mit materiellen Komponenten.

Was vordem den Studierenden als unvereinbarer Gegensatz erschien, das erleben sie heute weniger ausgeprägt als Widerspruch. Mehr und mehr Studierende vertreten neben Aufgeschlossenheit, auch international, und idealistischen Motiven zugleich stärker Aspekte des Utilitarismus und Nützlichkeitsdenkens (Was bringt es?). Sie halten zwar weniger von sozialer Solidarität, vor allem in ihrer kämpferischen Gestalt, setzen aber mehr auf Familie und Freundschaft (Facebook) und auf ein soziales, umgängliches Miteinander, sogar Netzwerke.

Diese Entwicklungen laufen darauf hinaus, dass zum einen weniger „ideologische Konflikte“ zwischen studentischen Gruppierungen auftreten und dass zum anderen weniger „ausgeprägte Meinungsprofile“ unter den Studierenden anzutreffen sind. Als Nebeneffekt stellt sich heraus: Sie lassen sich viel schwerer organisieren, für Versammlungen gewinnen oder zu gemeinsamen Aktionen bewegen.

3 Engagement und Mitwirkung

Angesichts dieser Beobachtungen stellt sich die Frage, wie es um die Art der Meinungsbildung und um das politische Engagement der Studierenden heute steht, auch ihres einst gefürchteten Protestpotentials.

3.1 Öffentliches Engagement: Zurückhaltung und Desinteresse

Das politische Interesse und das öffentliche Engagement gehen bei den Studierenden seit einigen Jahren nachweislich fast stetig zurück. Dagegen steigen Eltern und Geschwister, die Herkunftsfamilie, erstaunlich stark in der studentischen Wertschätzung. Dies kann als ein Ausweis für den Rückzug in den privaten Kreis verstanden werden, um dort Zugehörigkeit und Sicherheit zu gewinnen.

An den Hochschulen haben sich das Interesse und die Beteiligung an den dortigen Gruppen und Gremien im Laufe der Jahre immer weiter abgeschwächt. Selbst in den Fachschaften, einst sozialer Kristallisationspunkt für viele, sind heute weniger Studierende aktiv. Die Arbeit der studentischen Vertretung interessiert die Hälfte der Kommilitonen überhaupt nicht. Interesse und Beteiligung an informellen Aktionsgruppen ist von einstmalig 62% (1985) auf 43% (2010) gefallen.

3.2 Meinungsbildung: Gleichgültigkeit, Beliebigkeit und Hinnahme

Zu beobachten ist bei den heutigen Studierenden, dass sie bei Fragen zu Werten und Zielen viel häufiger in die Kategorie „weiß nicht“, „kann ich nicht sagen“ ausweichen, oder sie wählen eine mittlere Position.

Die Bereitschaft zur politischen Meinungsbildung ist unter den Studierenden geringer geworden. Auf theoretische Diskussionen und neuartige Konzepte, gar alternative Entwürfe lassen sie sich ungern ein. Die Studierenden vermeiden Festlegungen und entschiedene Stellungnahmen. Gesellschaftliche Probleme, ebenso wie Missstände an den Hochschulen werden zwar registriert, aber nur wenn eigene Interessen unmittelbar betroffen erscheinen, regt sich Protest, etwa in Demonstrationen gegen Zumutungen des Bachelor-Studiums. Sie

bleiben aber meist ein Strohfeuer und werden von anderen oft stärker mitgetragen als von den Studierenden selbst.

3.3 Studentisches Protestpotential

Es führt immer wieder zu Anfragen: Wann protestieren die Studierenden. Und wie lassen sich Konjunkturen des studentischen Protestes erklären?

Zu allen Zeitpunkten seit den 90er Jahren ist unter den Studierenden kein großes, aber ein hinreichendes Protestpotential vorhanden gewesen. Es kann durchaus rasch aktiviert werden, auch aggressivere Formen annehmen, was mit der sozialen Situation als Studierender zusammen hängt. Das war schon in früheren Zeiten, den 20er und 30er Jahren so und für Studierende in ganz Europa bezeichnend: „Es genügt ein Funke, um den studentischen Protest zu entflammen“ – so die Berliner Illustrierte 1932 mit vielen Fotos aus Madrid, Wien, Paris, London, Berlin.

Die Demonstrationsbereitschaft der Studierenden weist keinen geradlinigen Trend auf, sondern variiert nach politisch-gesellschaftlichem Kontext. Sie begründet sich mehr durch aktuelle Interessenvertretung (z.B. Studiengebühren, Einsparungen, Bachelor-Stress) als durch politische Gegenkonzepte oder gar die Stellung der Macht- und Systemfrage.

Ob diese Frage gestellt wird, davon ist entscheidend Gewicht und Reichweite von politischem Widerstand abhängig. Nach den 60er und 70er Jahren ist sie lange nicht gestellt, sogar eingeschläfert worden, besonders nach der Wiedervereinigung in Deutschland war sie gleichsam in Vergessenheit geraten. In den letzten Jahren mit deren verschiedenen ökonomischen Krisen scheint sie wieder öfter gestellt zu werden, aber die Studierenden treten keineswegs als Vorreiter in dieser Debatte auf.

Wenn sich Studierende heute weniger engagieren, woran liegt es? Ist die gestiegene Arbeitsüberlastung im Bachelor-Studium dafür verantwortlich? Auch von vielen Studierenden wird der „Zeitmangel wegen der Studienanforderungen“ angeführt, um die geringe politische Beteiligung und das fehlende Engagement zu begründen.

Dieser Verweis ist unzutreffend: Nach allen vorliegenden Studien, bei ganz unterschiedlicher Methodik, ist ein Befund übereinstimmend: der Zeitaufwand im Bachelor-Studium ist kaum höher als in früheren Studienzeiten. Wie in manchen anderen Fällen wird dem Bachelor angelastet, was andere Ursachen oder Gründe hat. Die Änderungen in den studentischen Haltungen zu Gesellschaft und Politik folgen meist längerfristigen Trends, sind eingebettet in gesellschaftliche Entwicklung – soweit wir das beobachten können.

Für die studentische Enthaltensamkeit ist mit verantwortlich, dass sie sich weithin darüber im Unklaren sind, wie die gesellschaftliche Entwicklung weiter gehen soll und für was sie sich einsetzen könnten. Die studentische Zurückhaltung ist weniger ein Ausweis von Ideologiefreiheit, sondern mehr von Gleichgültigkeit und Beliebigkeit.

Außerdem bremst ihre geringe Solidarität ein stärkeres Einlassen auf gesellschaftliche Probleme oder das Eintreten für Andere. Insofern finden sie sich damit ab, die

übermächtigen, als komplex und unübersichtlich bezeichneten Gegebenheiten hinzunehmen: an der Hochschule, in der Gesellschaft und in der Welt.

Diese Konstellation ist deshalb bedenklich, weil sie der Verführbarkeit oder Manipulierbarkeit die Türen öffnet. Eine „Politisierung“ dieser Meinungslosen folgt oft, wenn sie einsetzt, gefährlichen Populismen und möglicherweise dann in politische Extreme.

4 Abschluss: Anomie oder Autokratie

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus all den Beobachtungen und Befunden ableiten? In der Bilanz ist eingangs festzuhalten: Ideale, noch mehr Visionen sind den Studierenden heute fremd, jedenfalls weit mehr als früheren Studentengenerationen. Sie richten sich in der Rolle des Kunden ein, verlieren damit aber an Verantwortung und Mitgestaltung.

4.1 Mehr Angst vor Misserfolg und Anomie

Die politischen und gesellschaftlichen Orientierungen der gegenwärtigen Studentengeneration sind durch ein Mehr an Anomie gekennzeichnet. Anomie ist ein Kennzeichen von gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen, in denen die Werte und Ziele mit den vorhandenen Mitteln und Ressourcen immer weniger erreicht werden können. Mehr Studierende gewinnen den Eindruck, dass sie ihren beruflichen Weg ebenso wie politische Entscheidungen nicht steuern oder beeinflussen können, dass die eigenen Anstrengungen und Leistungen dafür belanglos sind, die offiziellen Werte keine Geltung mehr haben – und sie selber keine Mittel in der Hand haben, um sie zu erreichen.

4.2 Aussichten und Folgerungen

Aufgrund dieser Sachlage sind eindeutige Prognosen der weiteren Entwicklung schwierig. Zutreffen könnte ein Schwinden der bürgerlichen Zivilgesellschaft und einer parlamentarischen Parteiendemokratie traditioneller Art.

Insofern stehen wir vor einer Verzweigung: Zum einen könnte sich eine Autokratie herausbilden, zumindest die Dominanz autokratischer Herrschaft durch eine feste politische Gruppierung. Die Bündelung der Entscheidungsgewalt wird wichtiger als ihre gemeinsame, diskursive Herstellung mit Prozessen der Auseinandersetzung, mit Wahlen und Abstimmungen und mit Transparenz, öffentlicher Verantwortung und Rechenschaft. In der Regel wird eine solche Autokratie durch ein Bündnis von Politik und Wirtschaft bestimmt, öfters unter Einbezug des Militärs.

Im Gegenzug kann aber auch der Abschied von Politik, Parteien und Parlament mit der Steuerungskraft demokratischer Entscheidungen eintreten, zeichnet sich zuweilen ab. Zu verstehen ist dies im Sinne einer Anarchie, des Netzes und der Märkte, der Ablehnung von Hierarchien und Regularien, von Staat und Organisationen. Was dann freilich folgenreich ist, weil diese Anarchie die Individuen noch mehr vereinzelt und weil sie hart zuschlägt, schnell reagiert, nicht selten in Form des Mobbing und des Mobs.

Da für mich weder Autokratie (a la Putin) noch Anarchie (a la Flashmob) erstrebenswert erscheinen, ist ein Mehr an Engagement und Idealismus von der jungen Generation zu fordern, und zwar für eine soziale und demokratische Gesellschaft und Hochschule.

Solche allgemeinen Feststellungen und Appelle bleiben letztlich politisch hilflos; sie müssen dennoch aufgestellt und in Erinnerung gerufen werden. Denn ohne „Teach-In“, d.h. das Bemühen um Konzepte und deren Verständnis, ist ein „Go-in“ als Zeichen des Aufbegehrens im wahrsten Sinne des Wortes sinnlos, und bleibt das „Sit-In“ als möglicher Widerstand und Protest letztlich ziellos.

Damit genug der Daten, Diagnosen und Deutungen. Stellen wir sie zur Diskussion, auch konkret darüber: Was es denn heute und zukünftig heißen kann: demokratisch und sozial, an den Hochschulen wie in der Gesellschaft?

Quellenhinweise

Bargel, Tino: Wandel politischer Orientierungen und gesellschaftlicher Werte der Studierenden. Studierendensurvey: Entwicklungen zwischen 1983 und 2007. Hg. Bundesministerium für Bildung und Forschung. Bonn, Berlin 2008.

Bargel, Tino: Frieden – Freiheit – Freundschaft. Perspektive Generation Zukunft. In: Deutsches Studentenwerk, DSW-Journal 03/2011, S. 42 – 43.

Bargel, Tino: Mehr Eigenverantwortung im Studium. Baustelle Studienreform. In: Deutsches Studentenwerk, DSW-Journal 02/2010, S. 16 – 19.

Bargel, Tino; Multrus, Frank; Ramm, Michael; Bargel, Holger: Bachelor-Studierende. Erfahrungen in Studium und Lehre. Eine Zwischenbilanz. Hg. Bundesministerium für Bildung und Forschung. Bonn, Berlin 2009.

Bargel, Tino; Simeaner, Hans: Gesellschaftliche Werte und politische Orientierungen der Studierenden. Online-Erhebung im Rahmen des Studierendensurveys im Sommer 2010. Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung Nr. 63. AG Hochschulforschung, Universität Konstanz, April 2011.

Bargel, Holger; Bargel, Tino: Ungleichheiten und Benachteiligungen im Hochschulstudium aufgrund der sozialen Herkunft der Studierenden. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): Expertisen für die Hochschule der Zukunft. Demokratische und soziale Hochschule. Bad Heilbrunn 2012, S. 113 – 141.

Simeaner, Hans; Ramm, Michael; Kolbert-Ramm, Christa: Datenalmanach . Studierendensurvey 1993 – 2010. Studiensituation und Studierende an Universitäten und Fachhochschulen. Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung Nr. 59. AG Hochschulforschung, Universität Konstanz, November 2010.